

# » Beobachtungen zur Zeit «

---

No 13



M. M. WARBURG & CO

1798

# **Respekt**

von Wolfgang Huber

April 2012

„Mit Respekt zu sagen; Hunde ziehen zu ihren recht gemeinen Zwecken eine belebte Ecke einem einsamen Felsen vor.“ So heißt es in Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“. Ähnlich altmodisch klingt das, wie wenn jemand sich räuspert und „Mit Verlaub“ sagt.

Häufig begegnet uns das Wort „Respekt“ in Redewendungen, die wir als überholt oder altbacken betrachten würden: „Respektgebietend“ oder gar „respektheischend“ sind Beispiele dafür. Bedeutet dies, dass auch der Respekt selbst eine Sache von gestern ist? Ist die verbreitete Klage, weil der Respekt verloren gegangen sei, gingen wir einer allgemeinen Sittenlosigkeit entgegen, tatsächlich begründet?

### **Respekt und Würde**

Dagegen, die Geschichte des Respekts in das Bild eines allgemeinen Werteverlusts einzuzeichnen, sprechen manche Gründe. Hier soll die Einsicht genügen, dass das selbst eine ziemlich altbackene Vorgehensweise wäre. Zu allen Zeiten wurde der Wechsel der Generationen mit einem moralischen Niedergang gleichgesetzt. So beklagt kein Geringerer als Sokrates, dessen philosophische Lehre nur durch Platons Dialoge überliefert ist, den Sittenverfall der Jugend mit folgenden Worten: „Die Jugend liebt heutzutage den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor den älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten sollte. Die jungen Leute stehen nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widersprechen ihren Eltern, schwadronieren in der Gesellschaft, verschlingen bei Tisch die Süßspeisen, legen die Beine übereinander und tyrannisieren ihre Lehrer.“ Das war immerhin vor zweieinhalbtausend Jahren. Diese Klage einfach zu wiederholen, wäre nicht besonders originell.

Aber es stimmt: Der Respekt steht heute nicht mehr so hoch im Kurs wie in früheren Epochen. In heutigen Nachschlagewerken taucht das Wort gar nicht mehr auf. Ein Begriff der Philosophie ist es ausweislich einschlägiger Lexika nicht. Auch in älteren Konversationslexika sind die Auskünfte spärlich.

Der Respekt wird als „Achtung“ oder „Ehrfurcht“ erläutert. Ergänzend wird darauf aufmerksam gemacht, dass der freie Rand auf Kupferstichen oder auf Briefbögen als „Respekt“ bezeichnet wird. Das ist lehrreicher, als es auf den ersten Blick scheint. Respekt hat etwas mit Abstand zu tun – auf Briefbögen wie im wirklichen Leben. Zum Respekt gehört die Distanz, mit der man einen anderen Menschen in seinem Rang und seiner Besonderheit wahrnimmt. Ein solcher Abstand ist unerlässlich, um ihm mit einer entsprechenden Achtung oder sogar Ehrfurcht zu begegnen. Distanzlose Nähe verträgt sich dagegen nicht mit dem Respekt.

Lange Zeit waren deshalb Anredeformen ein deutliches Respektsignal. Das umstandslose „Du“ dagegen, heute manchmal vorschnell und in einer vermeintlichen Anpassung an angelsächsische Verhältnisse verwendet, kann den auf Abstand angewiesenen Respekt eher erschweren. Doch zugleich weisen veränderte Anredeformen auf einen Wandel hin, dem genauer nachzugehen ist.

Wie ist dieser Wandel zu verstehen, wenn wir ihn nicht aus einem allgemeinen Sittenverfall erklären wollen? Eine andere Erklärung legt sich nahe, wenn man auf den sozialen Sinn des Respekts achtet. In ihm zeigt sich die Achtung vor der Würde eines anderen Menschen. Wenn im Lauf der Geschichte Veränderungen in der Respektbezeugung zu beobachten sind, mag das auch daran liegen, dass die Vorstellungen von der Würde des Menschen sich verändert haben.

In der europäischen Tradition begegnet uns die Rede von der Würde des Menschen in zwei unterschiedlichen Grundformen. Auf der einen Seite wird damit der hervorgehobene Rang einer Person im Unterschied zu anderen bezeichnet; in solchen Fällen ist der Begriff der Würde (*dignitas*) eng mit demjenigen der Ehre (*honor*) verwandt. Auf der anderen Seite wird als Würde etwas bezeichnet, was allen Menschen gemeinsam ist und ihre Sonderstellung gegenüber anderen Lebewesen begründet. Im einen Fall unterscheidet die Würde die Menschen voneinander; im andern Fall sind sie durch die Würde gerade miteinander verbunden. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, dass es erhebliche Auswirkungen auf den Respekt hat, ob man der einen oder der anderen Betrachtungsweise folgt.

Dass es diese beiden Möglichkeiten gibt, war schon im antiken Rom bekannt. Doch den Vorrang hatte eindeutig die differenzierende Form, von menschlicher Würde zu reden. Demgemäß kam den Würdenträgern ein höherer Respekt zu als den einfachen Staatsbürgern oder gar den Bewohnern römischer Provinzen. In vergleichbarer Weise wurde der Respekt zwischen den Generationen und den Geschlechtern differenziert: Die Älteren genossen mehr Respekt als die Jungen, die Männer mehr als die Frauen. Überall, wo von „Hochwürden“, „Königlicher Hoheit“, „Gnädiger Frau“, „Exzellenz“ oder „Eminenz“ die Rede ist, wirkt eine Denkweise fort, in der die Würde – oder die Ehre – die Menschen voneinander unterscheidet: Der eine hat mehr, der andere weniger davon.

Doch daneben finden sich immer wieder Ansätze dazu, von der gleichen Würde aller Menschen zu reden. Schon nach antiker Vorstellung ist diese allen Menschen gemeinsame Würde in der Vernunftnatur des Menschen begründet. Die christliche Tradition, die in jedem Menschen Gottes Ebenbild sieht, verstärkt diese Tendenz. Gleichwohl dauerte es Jahrhunderte, bis die allen Menschen verbindende Würde zum bestimmenden Orientierungspunkt für das Verständnis des Menschen und für die politische Ordnung wurde. Das ständische Gesellschaftsbild verhinderte das ebenso wie der Ausschluss von Heiden und Häretikern aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche.

Doch im Zeitalter von Renaissance und Reformation brach sich die Überzeugung von der gleichen Würde jedes Menschen endgültig Bahn. Der Mensch wurde nun als ein Mikrokosmos angesehen, in dem sich die Fülle der göttlichen Schöpfung spiegelt. Seine Freiheit zeigte sich darin, dass er aus der Fülle der in ihm angelegten Möglichkeiten wählen konnte; darin sahen Renaissance-Humanisten wie Pico della Mirandola oder Erasmus von Rotterdam den Kern der Menschenwürde. Eine praktische Folge wurde beim Ausgreifen Europas in die neue Welt diskutiert. Wenn allen Menschen, unabhängig von ihrer Sprache oder ihrer Religion, die gleiche Würde zukam, dann verdienten sie auch den gleichen Respekt. Es verstieß gegen diesen Respekt, wenn die Ureinwohner in den eroberten Kolonien ohne Rücksicht auf Verluste unterjocht wurden. Die reformatorische Einsicht, dass sich kein

Mensch vor Gott besser dünken könne als der andere, wirkte in der gleichen Richtung.

### **Respekt und Achtung**

Diese Veränderungen im Menschenbild bereiteten Schritt für Schritt den Gedanken allgemeiner und gleicher Menschenrechte vor, der in den Revolutionen des 18. Jahrhunderts in Amerika und Frankreich Ausdruck fand. Die Einsicht, dass jedem Menschen der gleiche Respekt gebührt, musste früher oder später zu einer staatlichen Ordnung nach demokratischen Grundsätzen führen. Dieser politische Fortschritt brauchte Zeit; er war auch mit großen Rückschlägen, ja mit ungeahnten politischen Katastrophen, insbesondere in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts, verbunden. Doch für den Respekt hatte dieser Wandel eine vorher kaum bedachte Konsequenz; er führte unweigerlich zu dessen Relativierung. An die Stelle eines besonderen Respekts gegenüber Höheren und Älteren trat die wechselseitige Achtung zwischen Gleichen. Formen der Respektbezeugung, die auf dem Gedanken einer ungleichen Würde beruhten, nahmen etwas Zeremonielles, ja Unwirkliches an: Der Hofknicks gehört zum Wiener Opernball, nicht zur Realität.

In Demokratien gibt es vieles im Überfluss, vor allem: Worte ohne Ende. Doch mit dem Respekt sind demokratische Gesellschaften außerordentlich sparsam. Das ist nicht nur ein Zeichen kulturellen Verfalls oder einer sich ausbreitenden Sittenlosigkeit. Sondern es hat, wie wir sahen, einen guten, ja starken Grund: Die Demokratie ist eine Ordnung wechselseitiger Achtung unter Gleichen.

Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant hat – unter den durchaus noch vordemokratischen Verhältnissen im Preußen des späten 18. Jahrhunderts – den Übergang vom Respekt zur Achtung knapp und bündig formuliert: „Ein jeder Mensch hat rechtmäßigen Anspruch auf Achtung von seinen Nebenmenschen, und wechselseitig ist er dazu auch gegen jeden anderen verbunden.“

Den Vorrang der Achtung vor dem Respekt kann man als ein besonderes Kennzeichen demokratischer Gesellschaften ansehen. Dieser Vorrang muss sich

freilich dann besonders bewähren, wenn die Gleichheit nicht verwirklicht ist. Will man in diesem Zusammenhang, wie es beispielsweise in den angelsächsischen Ländern geschieht, auch für die Achtung vor der Gleichheit den Begriff des Respekts verwenden, so kann man sagen: Demokratische Umgangsformen zeigen sich darin, dass Respekt nicht nur dem Höhergestellten, sondern auch dem Untergebenen gezollt wird. Achtung gilt in der Demokratie nicht nur den Starken, sondern auch den Schwachen. Die schweizerische Bundesverfassung von 1999 drückt das in ihrer Präambel so aus: „... im Bewusstsein der gemeinsamen Errungenschaften und der Verantwortung gegenüber den künftigen Generationen, gewiss, dass frei nur ist, wer seine Freiheit gebraucht, und dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen ...“.

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat die gesellschaftliche Ungleichheit zur stärksten Herausforderung des Respekts erklärt. Seinen eigenen Aufstieg aus einfachen Verhältnissen nimmt er zum Beispiel dafür, ob Menschen, denen buchstäblich nichts in die Wiege gelegt wurde, Anerkennung oder eben „Respekt“ finden. Denn nur das ermutigt sie dazu, ihre Begabungen zu entfalten und über die Bedingungen ihrer Herkunft hinauszuwachsen. Sennett kommt in seinem Buch über „Respekt im Zeitalter der Ungleichheit“ (2004) zu einem eher skeptischen Resultat. Aber er beschreibt eine Aufgabe, die ebenso anspruchsvoll wie plausibel ist: Wechselseitige Achtung ist die demokratische Form des Respekts; Aufmerksamkeit für Unterprivilegierte ist der Prüfstein dafür.

Wechselseitige Achtung als demokratische Tugend ist eine wichtige Triebkraft gesellschaftlicher Entwicklung. Sie hilft dabei, dass Menschen ihre Fähigkeiten entfalten und von ihren Möglichkeiten Gebrauch machen. Sie ermutigt dazu, sich in Beruf, Familie und Gesellschaft einzubringen. Sie stärkt die kreativen Kräfte einer Gesellschaft. Sie spornt zu Leistungen an, die über das Erwartbare hinausgehen.

Verweigerter Achtung dagegen macht mutlos. Sie lähmt nicht nur den Einzelnen, sondern auch eine Gesellschaft im Ganzen. Menschen, die achtlos aneinander vorbeigehen, sind einander gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit strahlt aus und prägt die Atmosphäre. Gemeinsame Vorhaben unterbleiben;

Zivildourage kann sich nicht entfalten; Eintönigkeit ist die Folge. Wer gesellschaftliche Dynamik und politische Mitverantwortung wünscht, sollte es an Achtung nicht fehlen lassen.

### **Achtung und Umgangsformen**

Wechselseitige Achtung ist in geringerem Maß als der Respekt früherer Zeiten an feste Rituale und klare Gehorsamsregeln gebunden. In einem demokratischen Gemeinwesen verfügen die Menschen über weit mehr Verhaltensoptionen als in einer ständischen Ordnung. Die kulturelle und religiöse Pluralisierung, durch die europäische Gesellschaften gegenwärtig gehen, verstärkt diese Tendenz noch. Wir leben in einer Multioptionsgesellschaft. In ihr kann man sich nicht mehr auf das verlassen, was früheren Generationen als selbstverständlich galt. Wo früher noch der Respekt genügte, ist heute Empathie vonnöten. Sie kann man nicht einklagen, aber man kann auf sie hoffen.

Von der Erfüllung einer solchen Hoffnung berichtete mir unlängst ein Freund, der seit einer Reihe von Jahren an Morbus Parkinson erkrankt ist. Seine anspruchsvolle Berufstätigkeit konnte er bis zum Ruhestandsalter durchhalten, am Ende unter Aufbietung aller seiner Kräfte. Kaum war er der beruflichen Pflichten ledig, forderte die Krankheit immer stärker ihren Tribut. Doch als er mir das schilderte, blieb es nicht beim Klagen. Dankbar berichtete er von Rücksichtnahme und Solidarität. Früher hatte er in das allgemeine Wehgeschrei eingestimmt, dass junge Leute in der Straßenbahn den Sitzplatz nicht mehr für Ältere frei machen. Doch nun wird ihm, kaum hat er die Straßenbahn bestiegen, ein Platz angeboten. Auf dem Weg über die Straße erfährt er Unterstützung. Auch die medizinische Betreuung, die er braucht, ist gesichert. Mit seiner schweren Erkrankung fühlt er sich gut aufgehoben in einer Gesellschaft, die nicht nur nach dem Gesetz des Ellbogens verfährt, sondern auch Raum für Solidarität und Empathie hat.

Wenn das auch zukünftige Entwicklungen prägen soll, sind Aufmerksamkeit und Initiative erforderlich. Veränderungen im Erziehungsstil übertragen



dem Einzelnen mehr Verantwortung für die eigene Lebensführung, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Sie richteten die Erziehung an den Leitgedanken von Gehorsam, Ordnung und Pflichterfüllung aus. In diese Trias ließ sich der Respekt gut einfügen. Der heute dominierende Erziehungsstil orientiert sich dagegen an Einsicht, Kreativität und Selbstbestimmung. Respektbezeugungen aus Routine lassen sich auf dieser Grundlage nur schwer einüben. Die Erwartung, die stattdessen vermittelt wird, heißt: Aufmerksamkeit für den anderen, Empathie, Rücksichtnahme aus Einsicht. Wenn das nicht gelingt, lauern Egoismus und Rücksichtslosigkeit um die Ecke. Die Verrohung, die heute beklagt wird, ist zum Teil die Kehrseite der Errungenschaften, über die wir uns freuen.

Viele Jugendliche merken deutlich, was sie entbehren: Verhaltenssicherheit. In großstädtischen Schulklassen lässt sich mit der Frage, ob Benimm-Unterricht zum Fächerkanon gehören sollte, schnell Zustimmung erzielen. Das Angebot von ehrenamtlichen Mentoren, Schulabsolventen auf die Bewerbung um Ausbildungsplätze vorzubereiten, findet in Hamburg und anderswo ein außerordentlich großes Echo.

Wer in einer Bewerbungssituation bestehen will, braucht – das Wort lässt sich nicht vermeiden – Manieren. Denn jede Lebenshaltung bedarf einer Form, jede innere Überzeugung drängt auf eine äußere Gestalt. Auch Jugendrevolten bringen bestimmte Umgangsformen hervor. Der Wandervogel zu Beginn des 20. Jahrhunderts oder die Studentenbewegung von 1968 bieten Beispiele dafür. Deutschland brauchte den fremden Blick eines Beobachters aus äthiopischem Adelsgeschlecht, um daran erinnert zu werden. Deshalb fand das Buch von Asfa-Wossen Asserate über „Manieren“, das im Jahr 2003 erschien, so viel Aufmerksamkeit. So lange dauerte es, bis man sich auch öffentlich wieder eingestand, dass gute Umgangsformen nicht ein Relikt aus einer Gesellschaft sind, in der sich jeder seiner Standeszugehörigkeit gemäß zu verhalten hatte. Vielmehr können Umgangsformen zur Selbständigkeit verhelfen; wer sie beherrscht, ist nicht auf seine vertraute Umwelt beschränkt, sondern kann sich überall bewegen.

Der Hinweis auf die multikulturelle Situation unserer Zeit spricht nicht gegen solche Einsichten. Man spürt schnell, ob jemand Umgangsformen hat

– auch wenn sie einer fremden Kultur entstammen. Man respektiert die Form, auch wenn sie unvertraut ist; verunsichert ist man eher durch Formlosigkeit als durch die Form einer fremden Tradition. Jeder Europäer, der schon Japanerinnen und Japanern begegnet ist, kann das bezeugen. Ihr Verhalten ist uns als Europäern fremd; aber es hat Form und zeugt von Respekt.

Zivilisierter Umgang ist auch unter multikulturellen Bedingungen ein unerlässlicher Bestandteil von Kultur. Denn Kultur entfaltet ihre Bedeutung gerade darin, dass sie Verhältnisse wechselseitiger Wahrnehmung und Achtung ermöglicht. Kultur ist in ihrem Kern immer eine Weise der Anerkennung, die Beheimatung im Eigenen und Wahrnehmung des Fremden miteinander verbindet. Eine solche Kultur zeigt sich nicht nur im Außerordentlichen oder im Trivialen; sie hat ihren Ort vielmehr genau dazwischen. Sie bewährt sich als eine Kultur des Alltags, die sich in Umgangsformen, in „Manieren“ Ausdruck verschafft.

Kurzum: Eine Gesellschaft, die auf dem Weg zur Demokratie hierarchiebetonte Formen des Respekts hinter sich gelassen hat, sollte ihren Stolz darin sehen, dass die wechselseitige Achtung, die zu ihrem Wesen gehört, auch Form und Gestalt findet. Da sich beides nicht verordnen lässt, gibt es dazu nur einen gangbaren Weg, nämlich den des Vorbilds. Eltern und Vorgesetzte bewähren sich in ihren Rollen nicht so sehr darin, dass sie Respekt fordern, sondern dass sie Anerkennung zeigen und eine Atmosphäre wechselseitiger Achtung stiften.

### **Aufgabe und Respekt**

Wer heute herausfinden will, wo das Wort „Respekt“ noch verwendet wird, kann eine überraschende Erfahrung machen. Es wird nicht so sehr auf Menschen, sondern auf Aufgaben bezogen. Wer eine schwere Aufgabe vor sich hat, räumt ein, dass er vor ihr gehörigen Respekt hat. Wer einen anderen beobachtet, wie er eine solche Aufgabe löst, bekennt, das nötige ihm Respekt ab. Extremkletterer beispielsweise reden so über das, was sie selbst planen oder was

andere geschafft haben. Doch kennzeichnend ist diese Art, über Respekt zu sprechen, auch darüber hinaus.

Respekt und Leistung miteinander zu verbinden, liegt in einer Leistungsgesellschaft nahe. In ihr bezieht sich der Respekt eben nicht auf den Status, sondern auf die Leistung. Das Gehalt gilt als Ausweis für den Respekt, der einer Leistung zukommt. So unbestimmt dieser Maßstab im Einzelnen auch sein mag, so spürt man dessen Notwendigkeit umso mehr, wenn jedes Maß verloren geht und Maßlosigkeit an seine Stelle tritt. Einkommenshöhen, die sich nicht mehr konstruktiv auf Leistungen beziehen lassen, wecken Argwohn und Neid; der Zweifel breitet sich aus, ob es wohl noch mit rechten Dingen zugeht. Die wachsenden Besoldungsunterschiede zwischen Spitzenmanagern und ihren Mitarbeitern sind inzwischen zum Paradebeispiel dafür geworden.

Dass ein Manager das 50fache durchschnittlicher Angestellter in seinem Unternehmen verdienen kann, lässt sich aus seiner Aufgabe und dem Respekt vor seiner Leistung nicht mehr plausibel machen. Und die Einschätzung, dass Spitzenverdiener auch bei halbiertem Einkommen noch zu außerordentlichem Einsatz bereit wären, hat viel für sich. Wenn ein Bundespräsident oder eine Bundeskanzlerin in Deutschland ein Fünfzigstel dessen verdienen, was die Vorstandsvorsitzenden großer börsennotierter Unternehmen erreichen können, ist das Einkommen kein verlässlicher Indikator mehr für Leistung und gesellschaftlichen Rang.

Zugleich wecken solche Entwicklungen die Furcht, dass mit ihnen nicht nur wirtschaftliche Exzesse verbunden sind, sondern dass auch die demokratische Gesellschaft aus den Fugen gerät. Sie verbindet nämlich Gerechtigkeit und Freiheit so miteinander, dass allen der Zugang zu einem System gleicher Freiheiten offen steht. Das Zutrauen dazu, dass die Freiheit aller berücksichtigt wird, hängt daran, dass das Ausmaß gesellschaftlicher Unterschiede plausibel bleibt. Plausibel ist es, so lange diese Unterschiede den Respekt vor herausragenden Leistungen zum Ausdruck bringen; plausibel ist es, wenn solche Unterschiede auch für diejenigen von erkennbarem Vorteil sind, die am unteren Ende der gesellschaftlichen Skala stehen. Denn dann sind solche Unterschiede auch für die Unterprivilegierten von größerem Vorteil als eine egalitäre

Gleichmacherei. Doch im „Raubtierkapitalismus“, von dem Helmut Schmidt zu sprechen nicht müde wird, wachsen die Einkommen einiger weniger weit über das hinaus, was sich aus dem Respekt für ihre Leistung erklären ließe.

Wie problematisch eine solche Entwicklung ist, zeigt sich daran, dass das Vertrauen in die herrschende Wirtschaftsordnung schwindet. Ohne Zweifel wäre es gut, wenn sich das Urteil über sie wieder stärker am Respekt für die Leistung und weniger an solchen Exzessen orientieren könnte. Es ist zu wünschen, dass weniger vom Raubtierkapitalismus und mehr von einer ökologisch und international verantworteten sozialen Marktwirtschaft die Rede ist. Das würde auch den Maßstäben, die in der Breite einer mittelständisch geprägten Wirtschaft gelten, besser gerecht.

### **Respektiere deine Grenzen**

Es mag kein Zufall sein, dass eine der erfolgreichsten neuen Kampagnen, in denen der Respekt eine Rolle spielt, ganz selbstbezüglich formuliert ist. Die Initiative richtet sich an Wintersportler, insbesondere an Skibergsteiger und Tourenläufer. Sie verlassen die kontrollierten Pisten und bewegen sich im freien Gelände. Sie riskieren nicht nur, sich in lawinengefährdetem Gebiet zu bewegen; sondern sie greifen auch in den Lebensraum von Wildtieren ein, die gerade im Winter auf einen intakten Lebensraum angewiesen sind. So zielt diese in Deutschland, der Schweiz und Österreich erfolgreich durchgeführte Aktion darauf, Freizeitsportler zum Schutz der Natur anzuhalten.

Die direkte Aufforderung, die Natur zu respektieren, würde kaum eine vergleichbare Resonanz finden wie der Appell an die Einsicht in die eigenen Grenzen. Dieser Appell spielt darauf an, dass Wintersportler gern bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gehen. Der Wille, sich selbst auszutesten, wird ausdrücklich anerkannt; von hier aus wird an die Bereitschaft appelliert, den Lebensraum der Tiere zu achten. Ein lobenswertes Ziel!

Bedenkenswert ist gleichwohl, wie sich in diesem Fall die Individualisierung als Grundzug der zeitgenössischen Moderne auf den Begriff des Respekts

auswirkt: Er wird selbstbezüglich. Respektiere dich selbst, heißt der Imperativ, auf den sich ein solches Denken bringen lässt. Darin liegt eine gedankliche Engführung. Sie muss notiert werden – so begrüßenswert das Ziel auch sein mag, das sich mit der Kampagne „Respektiere deine Grenzen“ verbindet. Denn zum Respekt – und in seiner Nachfolge: zur Achtung – gehört es, nicht nur auf sich selbst bezogen zu sein, sondern andere ebenso wichtig zu nehmen wie sich selbst.

### **Amt und Respekt**

Zur Tradition des Respekts gehört, dass er sich nicht nur auf Personen richtet, sondern ebenso auf deren Amt. Institutionen finden Respekt; Berufsstände genießen Achtung. Respekt und Achtung dieser Art sind für den Zusammenhalt einer Gesellschaft unentbehrlich.

Die zentrifugalen Kräfte einer pluralen Gesellschaft brauchen ein Widerlager; der Interessenpluralismus muss gebändigt werden. Dafür ist mehr erforderlich als das Wirken von Funktionseleiten, die ihren jeweiligen Aufgaben in Politik und Verwaltung, Wirtschaft und Medien nachkommen. Nötig sind dafür, einem Begriff von Peter L. Berger folgend, intermediäre Institutionen, die zwischen den Einzelinteressen und der Gesellschaft im Ganzen vermitteln. Ihre Autorität ergibt sich aus ihrer Schwäche. Weil sie nicht unmittelbar an den machtförmigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen beteiligt sind, verfügen sie über einen Spielraum, den sie zur Integration widerstreitender Interessen nutzen können. So weit sie an der Entwicklung und Deutung gesellschaftlicher Wertorientierungen beteiligt sind, können sie ihre Sicht auf die grundlegenden Überzeugungen, die eine Gesellschaft tragen, in den gesellschaftlichen Dialog einbringen und sich um einen übergreifenden Konsens bemühen, der im Pluralismus der Positionen und Weltansichten das Gemeinsame stärkt. Kirchen und Religionsgemeinschaften haben in diesem Bereich eine besondere Verantwortung; aber auch die Medien und andere Institutionen der Kultur nehmen an dieser Aufgabe teil.

Auch staatliche Institutionen haben an dieser Integrationsaufgabe Anteil. Das Bundesverfassungsgericht interpretiert in seinen Entscheidungen zu aktuellen Streitfällen zugleich den Beitrag, den die staatliche Verfassung zur gesellschaftlichen Integration leistet. Das Amt des Bundespräsidenten hat einen Schwerpunkt in den Aufgaben der Integration nach innen und der Verständigung nach außen.

Nirgendwo verbinden sich Institution und personales Amt so unmittelbar wie in diesem Fall. Deshalb reicht der Respekt, der dem Amt des Bundespräsidenten in Deutschland entgegengebracht wird, weit über den durch Kompetenzen abgesicherten Gestaltungsspielraum hinaus, der mit diesem Amt verbunden ist. Umso wichtiger ist es, dass die Person sich nicht auf die eine oder andere Weise vor das Amt schiebt, das sie innehat, sondern sich in dessen Dienst stellt. Denn nur dann bleibt erkennbar, dass der Respekt nicht einfach der Person gilt, sondern dem Amt des Staatsoberhauptes, in dem – ebenso wie in der Staatsflagge, der Nationalhymne oder der Staatsangehörigkeit – die Identität und Einheit eines Staatswesens Ausdruck findet. Diese Identität bedarf der stetigen Erneuerung und Vergewisserung. Deshalb kommt es darauf an, dass der Inhaber dieses Amtes Vertrauen über die Grenzen der politischen Parteien hinweg findet. Vor allem aber muss das Amt, das er innehat, den Respekt genießen, ohne den die mit ihm verbundene Integrationsaufgabe nicht erfüllt werden kann.

### **Alter und Respekt**

Das Alter bleibt der Ernstfall des Respekts. So grundlegend sich das Verhältnis zwischen den Generationen auch verändern mag, die Forderung nach Respekt gewinnt in der Anwendung auf die ältere Generation eine unbezweifelbare Evidenz. Die ethischen Schlüsseltexte der großen Traditionen haben das stets zum Ausdruck gebracht. Am einfachsten lässt sich das an den zehn Geboten ablesen, in denen ein eigenes Gebot dem Respekt gegenüber den Alten gewidmet ist.

Das ist den meisten Lesern der zehn Gebote unbekannt. Denn die Aufforderung, Vater und Mutter zu ehren, beziehen sie gewohnheitsmäßig auf den Gehorsam heranwachsender Kinder gegenüber ihren Erziehungsberechtigten. Doch mit dem ursprünglichen Sinn des 4. Gebots hat das nichts zu tun. Die zehn Gebote sind ihrer ursprünglichen Abzweckung nach auch alles andere als ein Leitfaden für die Kindererziehung. Sie richten sich an erwachsene Menschen, denen sie als Wegweisung zu einem Leben in Freiheit dienen sollen. In diesem Zusammenhang steht das 4. Gebot, in dem es – nach dem Bericht im 2. Buch Mose – heißt: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.“

Der Wortlaut dieses Gebots knüpft an die Situation an, in die hinein dem Volk Israel nach dem Bericht des 2. Buchs Mose die Gebote gegeben werden: am Berg Sinai, in der Zeit der Wüstenwanderung auf dem Weg in das verheißene Land. Die zukünftige Existenz in diesem Land wird an die Voraussetzung gebunden, Vater und Mutter zu ehren. Damit ist nicht der Gehorsam heranwachsender Kinder gegenüber ihren Erziehungsberechtigten gemeint. Sondern es geht um das Verhalten Erwachsener gegenüber der alt gewordenen Elterngeneration.

Sie zu ehren, ihnen also Respekt zu erweisen, gehört zu den elementaren menschlichen Pflichten. Ihre Hilfsbedürftigkeit wahrzunehmen und Wege der Hilfe zu finden, ist Sohnes- oder Tochterpflicht. Die Lebensumstände, unter denen diese Pflicht wahrgenommen wird, haben sich dramatisch verändert; doch viele nehmen auch über große räumliche Entfernungen hinweg regelmäßig am Leben der Elterngeneration Anteil. Die veränderten Lebensumstände lassen die grundsätzliche Verpflichtung, Verantwortung nicht nur für die folgende, sondern auch für die vorangehende Generation wahrzunehmen, unberührt.

Das Verhältnis zur vorangehenden Generation ist von einer besonderen Asymmetrie bestimmt, für die der Begriff des Respekts unverändert passt. Im Verhältnis Erwachsener zu ihren alt gewordenen Eltern zeigt sich eine aufgeschobene Reziprozität; nach Jahrzehnten geben die Jüngeren den Älteren etwas davon zurück, was sie in der Kindheit von ihnen empfangen haben: Für-

sorge und Hilfe zum Leben. Sie erwidern die Verantwortung, die ihre Eltern zu anderer Zeit und unter anderen Bedingungen ihnen gegenüber wahrgenommen haben. Dass diese Wechselseitigkeit zwischen Eltern und Kindern eingelöst wird, verdankt sich – jedenfalls heute – keinem Kalkül; ein Anspruch auf den Beistand der Jüngeren wird von den Alten heute kaum noch erhoben. Aber wenn Jüngere diese Art des Respekts zeigen, ernten sie große und ungeteilte Dankbarkeit. Sie bewahren die Älteren vor der Einsamkeit; sie helfen ihnen dabei, auch noch in der Lebensphase des Alters einen guten Sinn zu entdecken. Sie zeigen, dass es auch in einer demokratischen Gesellschaft asymmetrische Beziehungen gibt, auf die kein Wort besser passt als das Wort „Respekt“. Im Alterswandel der Gesellschaft gewinnt diese Art des Respekts immer mehr an Bedeutung.



Professor Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber ist einer der profiliertesten Theologen Deutschlands und betätigt sich als Vordenker in ethischen Fragen.

Er wurde am 12.08.1942 in Straßburg geboren und wuchs in Freiburg/Breisgau auf. Seit 1966 ist er mit der Lehrerin und Buchautorin Kara Huber-Kaldrack verheiratet; sie haben drei Kinder und drei Enkel. Studium der Theologie in Heidelberg, Göttingen und Tübingen, Promotion 1966, dann Vikar und Pfarrer in Württemberg.

Wolfgang Huber war von 1994 bis 2009 Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg. Sechs Jahre lang, von 2003 bis 2009, repräsentierte er als Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) die 24,5 Millionen Menschen evangelischen Glaubens in unserem Land. Immer wieder hat er sich in wichtigen gesellschaftlichen Debatten als Vertreter der evangelischen Kirche zu Wort gemeldet, zum Beispiel zur Rolle der Familie, zu Bildungsfragen, zur Bioethik, zum Verhältnis von Christentum und Islam sowie zur Ethik des Unternehmertums.

Unter anderem wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband der Bundesrepublik Deutschland, dem Verdienstorden des Landes Berlin und dem Europäischen Kulturpreis ausgezeichnet. Die Christliche Akademie Warschau verlieh Professor Huber die Ehrendoktorwürde.

Heute widmet sich Wolfgang Huber vor allem der Wertevermittlung in Wirtschaft und Gesellschaft. Seine Schwerpunkte liegen dabei in den Bereichen Wirtschaftsethik, Bildung und Bioethik. Er arbeitet als Publizist und Theologie-Professor an der Berliner Humboldt-Universität und in Heidelberg. Daneben hat er zahlreiche Ehrenämter inne. So ist er Mitglied im Deutschen Ethikrat.

Wolfgang Huber hält Vorträge und berät ausgewählte Institutionen aus Wirtschaft, Politik, Medien und Gesellschaft sowie Führungskräfte in ethischen, gesellschaftlichen und religiösen Fragen.